

Nr. 263. **Bromberg, den 24. Dezember** **1927.**

Schiggi-Schiggi.

Abenteuer des Leo Parcus in den Urwäldern Boliviens.

Von Fritz Strauß.

(17. Fortsetzung.)

Achtes Kapitel.

Die Entscheidung.

Der nächste Tag unterscheidet sich in nichts von den beiden vorhergegangenen Tagen. Ich halte mich absichtlich viel beim Hause auf, bin aber kolossal auf der Hut und achte scharf auf das Benehmen meiner Umgebung. Das alte Weib läuft mir verschiedentlich über den Weg, und ich folge ihm jedesmal unauffällig ein Stück weit nach. Es würdigt mich keines Blickes und scheint den Zwischenfall längst vergessen zu haben. Der Wunsch ist bekanntlich der Vater des Gedankens. Ich lasse mir das gestrige Erlebnis nochmal in allen Einzelheiten durch den Kopf gehen und bin nicht abgeneigt, ihm bei Tageslicht eine wesentlich geringere Bedeutung zuzubilligen. Die Alte hat es vielleicht ganz harmlos gemeint und die Gelegenheit benutzt, um Jugenderinnerungen aufzufrischen. Wirklich, das kann gut sein. Aber die Fußsohlen, die Fußsohlen! Darüber komme ich nicht hinweg, und von neuem frißt sich der Zweifel in meinem Herzen fest. Augenblicklich habe ich zwar keinen Grund zu irgendwelcher Befürchtung. Man läßt mich nach Belieben schalten und walten, kein Mensch belästigt mich, nirgends zeigen sich verdächtige Anzeichen. Aber was hilft mir das! Wer sagt mir, daß sie nicht lediglich eine passende Gelegenheit abwarten, ein Fest oder was weiß ich, zu dessen Verschönerung ich beitragen soll. Vielleicht bin ich ihnen auch noch zu mager. Jedenfalls ist, um auf gut Bayerisch zu reden, Dreck Trumpf.

Ruhig Blut ist die Hauptsache. Es geht mir ja zur Zeit noch ausgezeichnet. Als ob nichts vorgefallen wäre, trete ich abends wieder ins Haus. Wenn sie mich fressen wollen, fressen sie mich auch im Freien. Wozu sich erst noch anregnen lassen.

Mein Platz ist frei. Nanu! Das alte Weib hat sich anscheinend anders wohin verzogen. Ich sehe es nirgends und habe auch kein Verlangen nach ihm. Statt seiner liegt ein junges Mädchen auf der Lagerstelle. Es äußert keinerlei kannibalischen Gelüste, kuschelt sich aber, kaum daß ich mich niederlege, zutraulich an mich heran. Was soll nun das wieder bedeuten! Mit Speck fängt man Mäuse. Aber nicht den Leo. Da könnt ihr lange warten, ihr Idioten! Ich tue, als ob ich nichts merkte und rücke — der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe — vorsichtig von meiner Nachbarin ab, soweit es mein Wildschwein erlaubt. Das hat sich selbstverständlich, und zwar schon vor mir eingefunden und schläft den beneidenswerten Schlaf der Gerechten. Zeitweise werde auch ich von ihm übermannt. Aber nur für ein paar kurze Augenblicke. Dann schrecke ich wieder auf. Und schon drängt sich meine Nachbarin wieder an mich. Das geht die ganze Nacht so weiter. Es ist zum aus der Haut fahren, teils dieserhalb, teils außerdem, und ich atme auf, als der liebe Gott seine Sonne schickt.

Daß die Geschichte mit dem jungen Mädchen irgendeine Bewandtnis hat, ist mir vom ersten Augenblick an klar. Ebenso klar wie die Schwierigkeiten, die sich ihrer Aufklärung entgegenstellen. Und eine solche will ich unter allen Umständen herbeiführen. Ich warte einen geeigneten Moment ab und begebe mich zum Häuptling. Er hockt mit meinem Hemd bekleidet vorm Haus und philosophiert. Das heißt, er starrt unentwegt auf einen Punkt und tut nichts. Ich lasse mich in die Kniebeuge fallen und hocke nun auch da, ihm gegenüber.

„Guten Morgen, Sennor!“

Er neigt seinen Kopf nach der Seite und gibt einen kräftigen Laut von sich. Bedient sich aber dabei nicht des im allgemeinen üblichen Sprachorgans, so daß ich die Äußerung als nicht zur Unterhaltung gehörig betrachte und nur aus Höflichkeit mit einem „Prosit, prosit, Sennor!“ antworte.

„Was ich sagen wollte, Sennor, hier ist eine Sennora, über die ich gern eine Auskunft möchte.“

Dabei deute ich auf meine nächtliche Gefährtin, die mit zwei anderen Frauen einige Schritte von uns entfernt, Affenzähne auf eine dünne Schnur fädelt.

„Die Sennora in der Mitte meine ich, Sennor.“

Der Häuptling folgt mit dem Blick der Richtung meines ausgestreckten Zeigefingers und bellt dreimal. Sofort läßt die Dame ihre Handarbeit fallen und kommt zu uns her. Um zu verhindern, daß sie womöglich auch Platz nimmt, stehe ich schnell auf. Die Hockstellung in Ehren, aber wenn es nicht unbedingt sein muß, verzichte ich lieber darauf. Der Häuptling hat ein Einsehen und stellt sich auch auf die Beine. Nun tippe ich energisch dem Mädchen auf die Brust.

„Die Sennora hat mir heute Nacht Gesellschaft geleistet. Darf ich fragen, Sennor, was das zu bedeuten hat?“

Der Hemdenmann schaut mich an und tippt dann seinerseits dem Mädchen auf die Brust.

„Sehr richtig, Sennor, diese Sennora meine ich.“

Alsdann bin ich wieder an der Reihe zu tippen und mache von meinem Rechte Gebrauch. Dann kommt wieder der Häuptling, und zum Schlusse tippen wir alle beide munter drauflos. Das Mädchen findet das durchaus in der Ordnung und hält still wie eine Säule. Zur Abwechslung deute ich einmal auf meine eigene Heldenbrust und verziehe mein Gesicht zu einer einzigen flehenden Frage. Das hilft. Ein Blitz der Erleuchtung flammt im Auge des Häuptlings auf. Er packt die Sennora am Hals und schlendert sie mir mit einem kräftigen Schwung in die Arme. Daran anschließend vollführt er zwei nicht mißzuverstehende Bewegungen: erst mit einer Hand die unverkennbare Bewegung des Durchhauens und dann mit Händen und Armen die des Maiszerstampfens. Am liebsten würde ich einen Luftsprung machen vor Vergnügen. Jetzt wird's Tag, Leo! Menschenkind, jetzt hast du eine Frau und gehörst zum Stamm. Die Tage der zehrenden Ungewißheit sind vorüber. Herrgott, fällt mir ein Stein vom Herzen. Weitere Zeremonien bei meiner Trauung werden nicht vorgenommen, und so ziehe ich denn mit meiner Gattin frohgemut nach der Stelle ab, wo mein Gepäck verstaut liegt.

Also ich habe eine Frau! Seinem Schicksal entgeht niemand. Das nenne ich einen Schlag ins Kaffeehaus. Allerhand Hochachtung. Eines tut mir dabei leid: daß es hier keine Post gibt. Ich hätte meiner Mutter brennend gern eine Postkarte geschrieben und sie von dem Familienereignis in Kenntnis gesetzt. Sie hätte sicher eine Mordsfreude.

Ihre soeben vollzogene Vermählung gestatten sich anzuzeigen: Leo etc. pp., Leutnant außer Dienst und Mitglied der Abenteurergilde.

Auweh, jetzt geht es nimmer weiter. Ja, wie heißt denn eigentlich meine Frau? Der Name muß her! Ich lasse ein

gebieterisches „Hau“ erklingen. Soviel habe ich nämlich schon herausgebracht, daß dieses Wort immer richtig ist. Die Gattin horcht auch gleich auf und sieht mich an. Meine Sprachkenntnisse sind aber leider schon wieder erschöpft, und ich muß meine Zuflucht wie immer zur Zeichensprache nehmen. Ich deute auf mich selbst: „Leon — Leon — Leon!“ Dann, mit der gespannten Miene eines Antwortheischenden auf sie. Nach der zweiten Wiederholung kommt es klar und deutlich von ihren Lippen: „Apjjjjjj Schiggi-Schiggi.“ Ich bin überrascht. Der Name klingt schön und sticht merkwürdig von dem sonstigen Affenkauderwelsch dieser Wilden ab. Nur ein bißchen lang scheint er mir zu sein; ich werde mir den Anfang schenken und meine Frau Schiggi-Schiggi rufen.

„Dein Name gefällt mir, mia cara muchacha! Nun wollen wir einmal ein bißchen Umschau halten, ob dir die Natur auch noch andere fraulichen Reize verliehen hat.“

Es ist das erstemal, daß ich mir das Mädchen mit Bewußtsein näher betrachte. Über den Begriff der Frauenschönheit läßt sich streiten. Jedes Land hat seinen eigenen Geschmack. Eines ist aber sicher: Wer monatelang unter fremden Völkern, auf meinen Fall übertragen, unter zahmen Indianern lebt, gewöhnt sich nicht nur an ihr Aussehen, er bekommt auch sehr bald einen feinen Blick, ein ausgeprägtes Unterscheidungsvermögen von Häßlichkeit, Alltäglichkeit und Schönheit. Schiggi-Schiggi auf dem Odeonsplatz in München wäre ein Unding. Dasselbe Unding wie eine elegante Europäerin unter den Wilden im Urwald. Und man würde mich einen Narren schelten, wollte ich sie für eine Schönheit erklären. Und trotzdem, dieses Kind der Wildnis ist eine. Eine Indianerschönheit. Ebenmäßig gewachsen mit tadellos schlanken Beinen und ungemein feinen Gliedern, schlanken Hüften und vollen straffen Brüsten. Ihr Leib ist durch keinerlei Zwangsmaßnahmen verunstaltet und wölbt sich in leichter Rundung. Unsere Maler und Bildhauer wären froh um solche Modelle. Das einzige, was den Europäer stört, sind vielleicht die kurzen platten Füße. Dafür ist sie eben eine Indianerin.

In ihr gleichmäßiges Gesicht sind zwei mandelförmige Augen geschnitten, die, ohne ihren typischen Schlitz zu haben, mich stark an die Augen der Mongolen erinnern. Eine dunkle Melancholie schattet in ihnen. ein Schleier von seltsamer Schwermut überglänzt sie. Ich habe oft schon in den Augen der Tiere ein ähnliches stilles großes Bangen gelesen. Die Menschen pflegen es gewöhnlich mit Stumpfheit zu bezeichnen. Ich bin kein Psychologe auf dem Gebiet. Aber daß es damit nichts zu tun hat, wage ich zu behaupten. Was es ist, weiß ich nicht. Ich glaube, es hängt mit den rätselhaften Geheimnissen des Werdens und Vergehens zusammen.

„Schiggi-Schiggi!“

Ruckartig hebt sie den Kopf. Etwas Unterwürfiges liegt in ihrer Haltung. Wie streng die Frauen hier gehalten werden müssen! Ich habe noch niemals bemerkt, daß eine unaufgefordert einen Mann ansprach. Zwischen meiner Frau und mir soll das anders werden. Tyrannische Gepflogenheiten sind mir ein Greuel. Ich lasse meinen Blick der Linie ihres Körpers entlang gleiten. Sie steht noch immer erwartungsvoll, gleich einer Statue aus heller Bronze. Ihre Haut ist weich und glatt und ohne ein einziges Härchen. Leise streiche ich mit der Hand über ihren Arm und fasse sie um ihr Gelenk. Es ist schlank wie die Fessel eines arabischen Vollblutpferdes

In einem Roman würde es nun heißen: Das junge Mädchen schlägt verschämt die Augen nieder, und eine dunkle Röte läßt ihr holdes Gesicht anmutig erglühen. — Aber ich schreibe keinen Roman. Und wer sich im stillen auf eine wohltemperierte Liebesgeschichte oder mindestens auf ein zartes Schäferspiel freut, der muß sich beherrschen. Er wird enttäuscht, bitter enttäuscht, auch späterhin.

Schiggi-Schiggi nimmt meine Liebkosung ohne Äußerung irgendeines Empfindens hin und verharrt regungslos in ihrer Stellung. Nur ihr Auge hebt sich zu meinem Gesicht empor, flüchtig, einen einzigen Liderschlag lang. Und doch sehe ich genug, um dem untrüglichen Gefühl in mir Raum zu geben, daß Schiggi-Schiggi dem Geheiß des Häuptlings gern gefolgt ist.

Da schlägt in meinem Herzen die Freude wie eine Flamme hoch. Ein sprudelnder Übermut erwacht in mir, und es ist mir so leicht und frei zumute, wie schon lange nicht mehr. Ein menschliches Wesen zu haben, das einem gehört, für einen da ist, mit dem man beisammen sein kann, das einem willig und gern folgt, das man sich zieht und an sich gewöhnt, wie namenlos schön das ist, und wie das wohl tut!

Eine Indianerin? — Eine Wilde?

Jawohl, eine Wilde, und sehr wahrscheinlich noch dazu eine aus dem Stamme der Kannibalen. Das klingt so ungeheuerlich, daß es schon mehr ans Anormale zu grenzen scheint. Für einen Europäer, der behaglich in seiner Wohnung sitzt und kopfschüttelnd diese Stelle überliest, sicherlich. Aber wandert einmal wochenlang durch Boliviens unerforschte Wildnis — mutterseelenallein, erlebt, was man dabei erleben muß — mutterseelenallein, und haust im Urwald bei den Wilden, von deren Gebiet noch kein Europäer, kein Bolivianer wiederkam — mutterseelenallein, dann werdet ihr anders urteilen. Und wenn nicht, ohne unhöflich sein zu wollen, dann ist es mir auch egal. Mir ergeht es so, und ich bin selig über meine Schiggi-Schiggi, die Indianerin.

Meine großen Gummisäcke beherbergen viele schöne und nützliche Dinge. Und die Wahl eines Geschenkes für meine Frau bereitet mir einiges Kopfzerbrechen. Vielleicht auch ein Hemd? Nein, das geht nicht, sonst wird womöglich der Häuptling eifersüchtig. Oder diese fast neue weiße Hose? — Eine Hose für eine Frau? — Ach was, im Urwald! Halt, das geht auch nicht. Die schenke ich besser wieder dem Häuptling als Gegengabe für Schiggi-Schiggi. Ich suche also weiter und stoße auf eine seidene gestreifte Krawatte in lebhaften Farben. Sie zierte einst eine Auslage in der Perusastraße in München. Die paßt großartig.

„Schiggi-Schiggi, was meinst du dazu? Gefällt sie dir?“

Reichlich befremdet besieht sie sich das komische Ding. Ich nehme sie bei der Hand und führe ihre Finger über die weiche Seide. Das kommt ihr ganz spanisch vor.

„So, jetzt paß auf, wie man's macht!“

Mit einigen Schwierigkeiten — ich kann das nur an mir selber — binde ich ihr die Krawatte um den Hals. Sie ist noch tadellos und wirklich hübsch. Trotzdem sieht sie albern aus und eignet sich nicht als einziges Bekleidungsstück für eine Dame. Meine Frau empfindet es auch. Instinktiv. Sie senkt das Köpfchen und schaut sichtlich unzufrieden auf ihren neuesten Schmuck herunter. Dann schnippt sie gelangweilt mit den Fingern daran herum. Und dann ist die Krawatte vergessen.

Noch im Laufe dieses denkwürdigen Vormittags bringe ich dem Häuptling meine weiße Hose. Er weiß ohne Erläuterung, worum es sich handelt und ist voller Vergnügen. Ich lehre ihn die Handgriffe des Anziehens, aber er kommt nicht hinein, er kommt einfach nicht hinein. Ich muß helfen. Wie er sie dann glücklich anhat, zwickt und drückt sie ihn an allen Ecken und Kanten und ist ihm furchtbar unbequem. Aber er stirbt lieber, ehe er sie wieder auszieht. Er spreizt die Beine auseinander, beugt den Oberkörper vornüber und weidet sich wortlos an dem weißen Wunder, das sich vor ihm auftut. Plötzlich fängt er — immer noch in der Rumpfbeuge — rückwärts zu gehen an. Die Hose ist ziemlich weit und schlottert bei jedem Schritt um seine Gehwerkzeuge. Das begeistert ihn über die Maßen. Er läuft und hüpft abwechselnd vor mir herum, aber dauernd nach rückwärts und ohne sich aufzurichten und sieht aus wie ein übergeschnappter Derwisch. Dann wird noch der Stamm zusammengebellt und muß ihn eine Viertelstunde lang bewundern.

Bisher habe ich mein Pferd, die Mulas und die Hunde in der Nähe des Hauses angebunden gehabt. Ich ließ sie zwar jeden Tag einige Stunden auf die Pampa, wollte sie aber die übrige Zeit und besonders bei Nacht unbedingt bei mir wissen.

Das ist von jetzt ab nicht mehr nötig. Ich binde sie los und gebe ihnen einen Klaps: vertrollt euch! Sie lassen sich das nicht zweimal sagen und ziehen Richtung Pampa von dannen. Auch Togo und Tigre werden in Freiheit gesetzt. „Seht zu, wie ihr selber euch zurecht findet! Hier läuft soviel Viehzeug herum, das im Leben nie zusammenpaßt und sich trotzdem glänzend verträgt, daß es auf euch zwei auch nimmer ankommt!“

Mein Gepäck liegt noch auf derselben Stelle, an der ich es bei meiner Ankunft verstaut habe. Es ist gegen den Regen gut geschützt und außerdem in Gummisäcken verwahrt; aber die Unterbringung im gedeckten Raum kann ihm nur von Vorteil sein und mir selber auch. Als erstes kommt mein Sattel an die Reihe. Ich bin gerade halbwegs, da läuft mir Schiggi-Schiggi in heller Erregung entgegen und deutet auf den Sattel und dann auf mich.

„Was ist denn los, mein Kind? Das bin ich, und das ist mein Sattel. Ich will ihn ins Haus tragen. Da hinein!“

Und weil ich keine Hand frei habe, weise ich ihr die Richtung mit dem Kopf. Sie scheint mich nicht zu verstehen und deutet nur noch erregter auf den Sattel. Ach so! Endlich verstehe ich. Sie will ihn mir abnehmen. Natürlich! Die Arbeit ist hier Sache der Frauen. Die Männer tun keinen Strich. Das kann man jeden Tag beobachten. Ich lache und gebe ihr ein Zeichen, mir zu folgen. Im Hause läuft sie flink in eine Ecke und weist auf eine freie Stelle neben einem riesigen Bund von Bogen und Pfeilen.

Der Umzug geht rasch vonstatten; Schiggi-Schiggi schleppt wie ein Packesel. Daß ich aber trotz ihrer Hilfe wacker selbst mit Hand anlege, geht über ihr Begriffsvermögen. Immer wieder versucht sie, mich daran zu hindern.

Am Schluß der wohlgelungenen Unternehmung entledige ich mich meiner Kleider und stopfe sie in den obersten Sack. Hebt euch hinweg, lächerliche Gebilde, ich brauche eueren Dienst nicht mehr! Und stolz wie Cäsar nach dem Rubikoübergang wandle ich paradiesisch unter meinen Stammesgenossen auf und ab, gucke in jedes Loch hinein, besichtige alles, was mich interessiert, suche Plätze auf, die ich bisher gemieden, spiele mit den Papageien und den Nasenbären, setze mich zu den Kindern, packe die Affen an den Schwänzen und freue mich wie ein Schneekönig über die wunderbare glückliche Wendung der Dinge. —

(Fortsetzung folgt.)

Lichtenstein.

Roman von Wilhelm Hauff.

(18. Fortsetzung.)

3.

Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und wehen Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich alles, alles wenden.

Uhland.

Aber der Pfeifer von Hardt kehrte auch in dieser Nacht nicht nach Haus zurück, und Georg, der seine Sehnsucht nach der Geliebten nicht mehr länger zügeln konnte, sattelte, als der Morgen graute, sein Pferd. Die runde Frau hatte nach einigen harten Kämpfen ihrem Töchterlein erlaubt, daß sie den Junker geleiten dürfe. Sie wußte zwar, daß ein so unerhörtes Ereignis viele Abende zur Unterhaltung in den Spinnstuben von Hardt dienen werde, und sah es deswegen nicht ganz gerne. Wenn sie aber bedachte, wie viel ihrem Eheherrn an dem jungen Ritter gelegen sein müsse, weil er ihn in sein Haus aufgenommen und wie einen Sohn gepflegt hatte, so glaubte sie doch, diesen letzten Dienst ihrem Gast nicht abschlagen zu dürfen; doch machte sie die Bedingung, daß Bärbele vorausgehen und ihn eine Viertelstunde hinwärts an einem Markstein erwarten müsse.

Georg nahm gerührt Abschied von der stattlichen, runden Frau, die ihm zu Ehren heute noch einmal in ihrem Sonntagsstaat prangte; er hatte in den geschnitzten Schrank einen Goldgulden gelegt, ein wichtiges Geschenk für die damalige Zeit und eine bedeutende Summe für die Reisekasse Georgs von Sturmfeder. Der Pfeifer von Hardt soll übrigens nie etwas von diesem Depositum erfahren haben; sei es nun, daß die gute runde Frau den Goldgulden nicht gefunden hat oder daß sie ihrem Eheherrn nichts davon berichtete, aus Angst, er möchte den Junker durch die Rückgabe des Geschenkes beleidigen. Nur soviel ist gewiß, daß die Frau des Spielmanns kurze Zeit nach diesem Vorfall mit einem nagelneuen Rock in der Kirche erschien, zur Verwunderung aller Weiber in der Gegend, und daß ihre Tochter Bärbele ein schönes Mieder von feinem Tuch mit Goldborten auf der nächsten Kirchweih trug, das man früher nie an ihr gesehen. Auch soll sie jedesmal errötet sein, wenn die Mädchen das neue Mieder befühlten und lobten. Welch großen Staat konnte man in den guten Zeiten um einen Goldgulden machen!

Georg fand seine Führerin auf dem bezeichneten Markstein sitzend. Sie sprang auf, als er herankam, und ging mit raschen Schritten neben ihm her. Das Mädchen kam ihm heute noch viel hübscher vor als gestern. Ihre Wangen hatte der Aprilmorgen mit hohem Rot bedeckt, und ihre Augen glänzten freundlich. Ihre Tracht eignete sich ganz gut zu einem weiten Marsch, denn das kurze Röckchen hinderte den Fuß nicht, flink auszuschreiten. Sie hatte ein Körbchen an den Arm gehängt, als wolle sie zum Markt in die Stadt gehen. Sie trug aber weder Gemüse noch Früchte darin, was sie wohl sonst in die Stadt zu bringen pflegte, sondern ein Regentuch, mit dem sie sich gegen die wechselnden Launen eines Apriltages vorgesehen hatte. Der Junker dachte bei sich, als sie so schmuck und rüstig neben ihm hinging, daß das Mädchen wohl einmal eine gute tüchtige Hausfrau zu werden verspreche, und pries den jungen Burschen glücklich, der einst das Kleinod des Spielmannes von Hardt für sich gewinnen werde.

Sie hatte unstreitig viel von dem lebhaften Geiste ihres Vaters geerbt. Denn, wie jener bei der Reise über die Alb seinem vornehmen Gefährten durch Erzählungen und Hindeutungen auf die Gegend den Weg zu verkürzen bemüht gewesen war, so wußte auch sie, so oft das Gespräch zu stocken begann, entweder auf einen schönen Punkt in den Tälern und Bergen umher aufmerksam zu machen, oder sie teilte ihm unaufgefordert eine oder die andere Sage mit, die sich an ein Schloß, an ein Tal oder einen Bach knüpften.

Sie wählte meistens Nebenwege und führte den Reiter höchstens zwei- bis dreimal durch Dörfer, von zwei zu zwei Stunden aber machten sie Halt. Endlich nach vier solchen Stationen sah man in der Entfernung von einer kleinen halben Stunde ein Städtchen liegen; der Weg schied sich hier, und ein Fußpfad führte links ab in ein Dorf. An diesem Scheidepunkt blieb das Mädchen stehen und sagte: „Was Er dort sehet, ist Pfullinga, von dort kann Jch jedes Kind da Weg nach Lichtastoi zeiga."

„Wie? du willst mich schon verlassen?" fragte Georg, der sich an die munteren, sinnigen Reden seiner Begleiterin so gewöhnt hatte, daß ihn der Abschied überraschte. „Warum gehst du nicht wenigstens mit mir bis Pfullingen? Dort kannst du in der Herberge etwas essen und trinken; du willst doch nicht geradezu nach Haus laufen?"

Das Mädchen suchte freundlich auszusehen und zu scherzen, doch konnte sie einen schmerzlichen Zug um den Mund und trübe Augen nicht verbergen; denn wohl mochte auch ihr die Nähe ihres schönen Gastes teurer geworden sein, als sie vielleicht selbst wußte. „Do mueß i von Jch gehe, gnädiger Herr," sagte sie, „so gern 'e au no weiteres mitging'; aber d' Mueter will's so; dort in dem Dörfle am Berg hann 'e a Baas, und bei der bleib 'e heut', und morga gang 'e wieder nach Hardt. Jetzt b'hüet Jch Gott der Herr und d' heilig' Jungfrau, und älle seine Heilige nemmet Jch in Schutz. Grüßet mer de Vater und au," setzte sie lächelnd hinzu, indem sie schnell eine Träne abschüttelte, „grüßet mer sell Frähla, die Er so gern hent."

„Dank dir, Bärbele," entgegnete Georg und reichte ihr die Hand zum Abschied vom Pferd hinab. „Ich kann dir deine treue Pflege nicht vergelten. Aber wenn du nach Haus kommst, so schau in den geschnitzten Schrank, dort wirst du etwas finden, das vielleicht zu einem neuen Mieder oder zu einem Röckchen für den Sonntag reicht. Nun, und wenn du es dann zum erstenmal anhast und dein Schatz dich darin küßt, so gedenke an Georg von Sturmfeder!"

Der junge Mann gab seinem Pferde die Sporen und trabte über die grüne Ebene hin dem Städtchen zu. Zweihundert Schritte weit entfernt, schaute er sich noch einmal nach der Tochter des Spielmannes um. Sie stand noch dort, wo er sie verlassen hatte, im roten Mieder, im kurzen Röckchen mit langen Zöpfen und weißen Strümpfen; sie war es und keine andere; aber sie hielt die Hand vor die glänzenden Augen, und Georg war ungewiß, ob sie die Strahlen der Sonne dadurch abhalten wollte, indem sie ihm nachblickte, oder ob sie vielleicht jene Träne verwische, die er in ihren Wimpern blinken sah, als sie Abschied nahm.

Bald war er am Tor der kleinen Stadt angelangt. Er fühlte sich ermüdet und durstig, und fragte daher auf der Straße nach einer guten Herberge. Man wies ihn nach einem kleinen düsteren Haus, wo ein Spieß über der Türe und ein Schild, mit einem springenden Hirsch geziert, zur Einkehr einluden. Ein kleiner barfüßiger Junge führte sein Pferd in den Stall, ihn selbst aber empfing in der Türe eine junge, freundliche Frau und führte ihn zur Trinkstube.

Es war dies ein weites, finsteres Zimmer, an dessen Wänden sich schwere eichene Tische und Bänke hinzogen. Die ungeheure Menge von Kannen und Bechern, die blank gescheuert von den Gestellen am Getäfel herabblinkte, bewies, daß die Herberge zum Hirsch sehr besucht sein müsse. In der Tat saßen auch, obgleich es erst Mittag war, schon viele Gäste beim Wein. Sie schauten den stattlichen jungen Ritter prüfend an, als er an ihren Tischen vorüber zum Ehrenplatz, in ein sechseckiges, wie eine Laterne aus lauter Fenstern erbautes Erkerlein geführt wurde; doch ließen sie sich in ihrem Gespräch durch den vornehmen Gast nicht lange stören, sondern schwatzten weiter über Krieg und Frieden, über Schlachten und Belagerungen, wie ehrsame Spießbürger in so unruhigen Zeiten, wie Anno 1519, zu tun pflegten.

Die Wirtin schien an ihrem Gast Gefallen zu finden. Sie schaute mit lächelnder Miene nach ihm herüber, wenn sie am Erkerlein vorbei ging, und als sie ihm eine Kanne alten Heppacher und einen silbernen Becher vorsetzte, zog sich ihr etwas großer Mund zu holdseliger Freundlichkeit. Sie versprach ihm auch, ein junges Huhn zu braten und einen Tisch zu decken, wenn er sich nur ein wenig gedulden wolle; einstweilen sollte er sich den Wein gut bekommen lassen. Das laternenförmige Erkerlein lag um zwei Stufen höher als die übrige Trinkstube; Georg konnte daher mit Muße die Tische übersehen und trinkend die Gäste mustern. Obgleich er nicht viel in Herbergen und Weinstuben sich herumzutreiben pflegte, so hatte er doch, vielleicht dadurch, daß er

weniger sprach, als beobachtete, einen eigenen Takt in Beurteilung solcher Umgebungen gewonnen, der ihn auch bei seinen jetzigen Beobachtungen unterstützte.

Die Gesellschaft, die um einen der großen eichenen Tische saß, bestand aus etwa zehn bis zwölf Männern. Sie unterschieden sich auf den ersten Anblick nicht sehr von einander; große Bärte, kurze Haare, runde Mützen, dunkle Wämser gehörten dem einen so gut wie dem anderen an. Doch sonderte ein schärferer Blick bald vorzüglich drei von den übrigen. Der eine — er saß Georg am nächsten, war ein kleiner, fetter, freundlicher Mann. Sein Haar war im Nacken etwas länger als das der anderen, er hatte es sorgfältiger gekämmt, auch schien sein dunkler Bart besser gepflegt zu sein. Ein Mantel von feinem schwarzem Tuch und ein Filzhut mit spitzigem Kopf und breiter Krempe, die hinter ihm an einem Nagel hingen, bezeichneten einen Mann von einigem Gewicht, vielleicht gar einen Ratsherrn. Er mochte auch eine bessere Sorte trinken als die übrigen, denn er schlürfte bedächtig, und wenn er mit dem Deckel an seinem Krug das Zeichen gab, daß er leer sei, tat er dies mit einem gewissen Anstand und vernehmlicher als die übrigen. Er sah bei allem, was gesprochen wurde, überaus fein und listig aus, als wisse er noch manches, ohne es gerade hier preisgeben zu wollen. Auch hatte er das Vorrecht, das Kellnermädchen in die Wangen zu kneipen oder ihren runden Arm zu „tätscheln“, wenn sie ihm die gefüllte Kanne brachte.

Ein anderer Mann, der am entgegengesetzten Ende des Tisches saß, stach nicht minder gegen seine Umgebungen ab als der Fette; alles war an ihm länglich und hager. Sein Gesicht, von der Stirne bis zu dem langen, zugespitzten Kinn, maß wohl eine gute Mannesspanne; seine Finger, mit welchen er auf dem Tische den Takt eines Liedes spielte, das er leise vor sich hinpfiff, hatten etwas Spinnenartiges, und als sich Georg einmal zufällig bückte, gewahrte er zu seinem großen Erstaunen, daß der hagere Mann lange, dünne Beine beinahe unter dem ganzen Tisch hin ausgestreckt hatte. Er hatte um seine Nase etwas Hochfahrendes, das sich auch in der Art, wie er allem, was die Bürger vorbrachten, widersprach, ausdrückte; er sah aus, wie einer, der viel mit vornehmen Herren umgegangen ist, ihre Art und Weise angenommen hat, aber doch nicht recht bequem damit zurecht kommt. Er konnte nicht aus dem Städtchen sein, denn er hatte die Wirtin nach seinem Pferd gefragt. Nach Georgs Mutmaßungen war er ein reisender Arzt, wie sie zu jener Zeit im Land umherzogen, um die Menschen künstlich umzubringen.

Der dritte Mann, der dem Gast im Erker auffiel, sah etwas zerrissen und zerlumpt aus; er hatte übrigens etwas Bewegliches, Listiges in seinem Wesen, das ihn von der gutmütigen, behaglichen Ruhe der Spießbürger merklich unterschied. Er hatte über dem einen Auge ein großes Pflaster, das andere aber blickte kühn und offen um sich. Ein großer Reisestock mit eiserner Spitze, der neben ihm lag, und sein lederbesetzter Rücken, worauf er gewöhnlich einen Korb oder eine Kiste tragen mochte, ließen schließen, daß er entweder ein Bote sei, oder wahrscheinlicher noch einer jener herumziehenden Krämer, die auf Märkte und Kirchweihen, nebst wunderbaren Nachrichten aus fernen Landen, für die Weiber wirksame Mittel gegen behextes Vieh und für die Mädchen schöne bunte Bänder und Tücher bringen.

Diese drei waren es auch, die das Gespräch führten, das nur hin und wieder durch einen Ausruf der Verwunderung oder durch ein Klopfen mit den Krugdeckeln von den übrigen ehrsamen Bürgern unterbrochen wurde.

Diese Männer handelten übrigens eine Materie ab, die Georgs Interesse sehr in Anspruch nahm. Sie sprachen über die Unternehmungen des Bundes im württembergischen Unterland. Der Krämer mit dem ledernen Rücken hatte erzählt, daß Möckmühl, worin sich Götz von Berlichingen eingeschlossen, von den Bündischen erstürmt und jener tapfere Mann gefangen worden sei.*)

Der Ratsherr hatte zu dieser Nachricht listig gelächelt und einen guten Zug von seiner bessern Sorte getrunken; der Hagere ließ aber den Lederrücken nicht aussprechen, er schlug den Takt mit den langen Fingern etwas vernehmlicher und sagte mit hohler Stimme: „Das ist erstunken und erlogen, Freund! seht, das ist gar nicht möglich, denn der Berlichingen versteht die schwarze Kunst und ist fest, das muß ich wissen, und überdies hat er allein mit seiner eisernen Hand in mancher Schlacht zweihundert Mann mausetot geschlagen, was wird er sich denn fangen lassen.“

„Mit Verlaub“, unterbrach ihn der fette Herr, „dem ist nicht also, sondern Götz ist in der Tat gefangen und sitzt in Heilbronn. Aber nicht, weil er erlegen ist, denn sein Schloß in Möckmühl ist nicht erstürmt worden, sondern die Bündischen haben ihm und den Seinigen freien Abzug versprochen; wie er aber aus dem Tor kam, wurde er überfallen, seine Knechte getötet und er gefangen. Seht, das ist nicht recht, und da hat der Bund schändlich gehandelt.“

„Da muß ich doch bitten, Herr“, sprach der Lange, „daß man nicht also von den Bundesobersten spricht; ich kenne viele Herren davon genau, wie zum Beispiel Herr Truchseß von Waldburg mein geneigter Herr und Freund ist.“

Der fette Herr schien etwas erwidern zu wollen, spülte aber das, was ihm auf der Zunge lag, mit einigem Wein hinunter. Jedoch die Bürger brachen bei Erwähnung so vornehmer Bekanntschaften in ein Gemurmel des Staunens aus und lüfteten ehrerbietig ihre Mützen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Lebensbeschreibung Götzens von Berlichingen, von ihm selbst geschrieben, edit. Pistorius. Nürnberg 1731. Anm. Hauffs.

Bunte Chronik

* **An der Sorbonne sitzt die Studentenschaft auf der — Erde!** Seit Jahrzehnten haben die Studenten an der Pariser Sorbonne über Raummangel zu klagen. Als man die jetzigen Gebäude für die philosophische und philologische Fakultät baute, rechnete man mit einer Hörerzahl von zweitausend Personen. Heute sind dort siebentausend Studenten eingetragen. Unter diesen Umständen wären Neubauten unbedingt erforderlich. Doch wo soll der Unterrichtsminister das nötige Geld finden, wenn sein Kollege vom Kriegsministerium alles für sich beansprucht? Am schlimmsten ist der Raummangel in der Bibliothek der Fakultät; ein langer, schmaler und halbdunkler Gang ist dort als Lesesaal eingerichtet, und dreihundert Leute können darin Platz finden. Wenigstens sechshundert stehen aber schon morgens vor dem Eingang und stürzen nach Öffnung wie eine Horde Wilder in den Raum. Glücklich, wer einen Platz erobert und ihn festzuhalten versteht oder eine Fensterbank als Pult benutzen kann. Den anderen dreihundert bleibt nichts anderes übrig, als sich einen Sitzplatz auf der — Erde zu suchen. Dort kauern sie den ganzen Vormittag über, versuchen in den unmöglichsten Stellungen zu arbeiten und bringen, besonders jetzt im Winter, einen ordentlichen Schnupfen mit nach Hause. Dafür sind sie aber wenigstens Hörer der „ersten“ Universität der Welt!

*

* **Ein Musterschwiegersohn.** Ein eigenartiger Prozeß ist vor dem Gericht des 17. Arrondissements in Paris anhängig gemacht worden. Ein reicher Amerikaner, dessen Name noch schamhaft verschwiegen wird, hat die Stadt Paris auf 101 000 Franken Schadenersatz verklagt. Die Stadt wird für das Verschulden eines Angestellten des städtischen Friedhofes Père Lachaise in Anspruch genommen, der das Pech hatte, vor dem Friedhofskrematorium eine Urne mit der Asche der — Schwiegermutter des Klägers zu zerbrechen. Mehr als hunderttausend Franken für eine Urne zu verlangen, ist etwas gewagt, selbst wenn sie die Asche der verehrten Schwiegermutter barg. Der Amerikaner will für die zerbrochene Urne auch nur den bescheidenen Betrag von tausend Franken haben, und für die Asche der Schwiegermutter verlangt er überhaupt nichts. Dagegen beansprucht er die runde Summe von hunderttausend Franken als Schmerzensgeld für die seinem Gefühl als Schwiegersohn zugefügte Kränkung. — Man muß die gefühlsduseligen Amerikaner näher kennen, um zu verstehen, daß der Betrag von hunderttausend Franken als Entschädigung für die „Kränkung“ eigentlich noch viel zu niedrig ist.

Lustige Rundschau



* **Das Hauptbuch.** Karl und Alex leisten Akkordarbeit. Jedesmal, wenn sie eine Last voll Ziegelsteine zum dritten Stockwerk hinaufgetragen haben und unten wieder angekommen sind, zeichnen sie einen Strich in den Sandhaufen. Als sie wieder einmal am dritten Stockwerk angelangt sind, sieht Alex zufällig hinunter und bemerkt, wie ein Hund eben mit den Hinterpfoten im Sandhaufen wühlte, um etwas zuzudecken. Da schreit Alex erregt seinem Arbeitskollegen zu: „Du, Karl, schau einmal 'nunter, der Hund radiert in unserem Hauptbuch.“

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.